



www.g-geschichte.de

Die Hölle von Dresden

Luftangriffe auf deutsche Städte - Augenzeugenberichte

Die alliierten Luftangriffe auf deutsche Städte gingen als verheerende Katastrophen in die Geschichte ein. Hamburg wurde im Sommer 1943 schwer getroffen, Duisburg im Oktober 1944, Dresden zwischen dem 13. und 15. Februar 1945 und Berlin im März 1945. Vielen weiteren Städten blieb das Schicksal ebenfalls nicht erspart. Tausende von Menschen mussten ihr Leben lassen, große Teile der Innenstädte und Infrastrukturen wurden zerstört und die Hinterbliebenen blieben traumatisiert zurück. Einige Überlebende haben ihre persönlichen Erlebnisse schriftlich festgehalten. Unten angeführt finden Sie eine Auswahl von Augenzeugenberichten des Deutschen Historischen Museums. Weitere Informationen erhalten Sie auf der Homepage des Deutschen Historischen Museums (www.dhm.de).

Luftangriffe auf Duisburg

Dieser Eintrag stammt von Ursula Sabel (1924) aus Kenn bei Trier , 25.04.2000*

Im Jahre 1940 kam der Krieg für uns in Duisburg wesentlich näher. Es begann die schreckliche Zeit der Luftangriffe. Zunächst wurden die Angriffe nur bei Nacht geflogen. Wenn die Maschinen in Grenznähe gesichtet wurden, ertönten bei uns die Sirenen in dem furchtbaren Jaulton, viele Male auf und ab, ›Alarm‹. Alle Bürger hatten sofort den Keller oder einen anderen Schutzraum aufzusuchen.

Mit dicken Eisenbahnschwellen hat mein Vater schon bald unseren Vorratskeller abgestützt; er lag mitten unter unserem Haus ohne Außenmauer. Meist lagen wir schon zu Bett, wenn die Sirene ertönte. Dann mussten wir uns im Dunkeln anziehen, denn es durfte bei Strafe kein Lichtschein nach draußen fallen. Wir schnappten uns unsere Koffer und ich auch meine Geige und dann schnell in den Keller. Dort standen dann später zwei Holzpritschen zum Hinlegen. Und wir blieben bis zur ›Entwarnung‹, einem langgezogenen Dauerton.

Die vorgeschriebene Verdunkelung brachte übrigens manche Arbeit mit sich. Wir hatten zwar Außenblenden vor den Fenstern, aber durch die vielen Rillen wäre Licht nach draußen gedrungen, und die Flugzeuge hätten vielleicht einen Anhaltspunkt für ihr Ziel gehabt. So beklebten wir unsere Blenden mit schwarzem Papier, und waren

ängstlich bemüht, pünktlich zu schließen. Aber vor die vielen kleinen Treppenfenster machte mein Vater kleine schwarze Rollos aus Papier, mit denen man sehr sorgfältig umgehen musste.

In unserer weiteren Nachbarschaft wohnten Eisenbahnerfamilien, deren Männer irgendwann in ihrem Garten einen kleinen Bunker bauten. Aber nur wer sich beteiligt hatte, durfte hinein. Da hatten wir Pech, denn mein Vater erfuhr zu spät davon, hätte aber auch nicht zum Material etwas beitragen können. So blieb uns lange nichts anderes übrig, als im Keller Sicherheit zu suchen. Leider hörte man oft, dass die Menschen dort getroffen und unter dem Haus verschüttet wurden. Manchmal blieben wir auch zitternd oben in unseren Betten, es musste uns ja nicht gerade treffen, so dachten wir. Aber schlafen konnten wir doch nicht vor lauter Angst. Oft brumnten die Flieger über unserem Haus.

Allmählich nahmen die Überflüge und die Angriffe auf die Städte immer mehr zu, und es wurde uns klar, in welcher Gefahr wir uns befanden, und dass unser Keller vielleicht unser Grab werden könnte. Da beschloss mein Vater, meiner Mutter und mir in unserem Garten einen Unterstand zu graben, wie im ersten Weltkrieg im Schützengraben. Aber er wollte es uns recht gemütlich machen, soweit das möglich sein könnte. Ich bin ihm dabei zur Hand gegangen: erst wurde ein tiefes Loch ausgehoben, so dass meine Mutter und ich uns gerade gegenüber sitzen konnten. (Mein Vater und mein Bruder mussten bald mit der Schule in die Kinder-Landverschickung). Die Abdeckung des Eingangsloches machte Vater aus einem dicken, gebogenen Baumstamm wie ein Tor. Das Dach machte er aus dicken Brettern und deckte alles mit viel Erde hoch angehäuft zu. Eine Türe gab es nicht, der schräge Eingang führte im Winkel hinunter. Die Wände kleideten wir mit Flechtwerk aus Reisig aus, zwei Bretter wurden unsere Sitzgelegenheit. So waren wir vor dem Verschüttetsein bewahrt, nur ein direkter Treffer konnte uns evtl. das Leben kosten, aber wahrscheinlich gab es ja genügend andere Ziele; so fühlten wir uns relativ sicher.

Wie oft bin ich mit meiner Mutter in den folgenden Monaten sogar im tiefsten Winter mitten in der Nacht bei Eis und Schnee in voller Garderobe, dazu mit Jacke, Mantel und Schal, mit altem Kittel als Schutz vor Nässe und Schmutz, mit Mütze und einem alten ausgedienten Stahlhelm durch den Garten gelaufen, einen großen Koffer und meinen Geigenkasten in der Hand. Den Koffer stellten wir an unserem Gartenzaun ab, und meine Geige nahm ich mit in unseren Unterstand in unser gemütliches Erdloch. Man soll es nicht glauben, aber wir schliefen oft im Sitzen ein und wurden erst durch die Sirene bei der Entwarnung wieder wach nach manchmal mehr als einer Stunde - oder zwei.

Am anderen Morgen standen wir aus unseren Betten auf, und ich fuhr mit dem Rad zur Schule, als ob nichts gewesen wäre. Erst 1942 begannen die Tagesangriffe, so dass wir Tag und Nacht keine Ruhe mehr hatten.

Der Bombenangriff

*Dieser Eintrag stammt von Fritz Schleede (*1927) aus Hamburg, August 2002*

In der Nacht zum 25. Juli 1943 war wieder Fliegeralarm. Mein Vater und ich gingen, wie in der letzten Zeit immer, zusammen zur Schule in der Herderstraße (heute Haubachstraße), um uns dort mit anderen Parteigenossen zu treffen. Als wir bei der Gerichtstraße waren, hörten wir Geschützdonner. Wir gingen schneller, um noch unser Ziel zu erreichen. Aber schon wenige Sekunden später war die Hölle los, und wir flüchteten in ein Treppenhaus. Dort trafen wir mehrere Frauen, die auch zum Luftschutzkeller wollten, aber wegen dem Flakschießen und dem Pfeifen der Bomben nicht mehr auf die Straße hinaus konnten. Eine Frau sagte ängstlich: „Meine Mutter ist noch oben“. Ich lief die Treppe hinauf und traf die alte Frau im 2. Stock. Ich nahm ihr das Gepäck ab, hakte sie unter und brachte sie schnell nach unten. Ich glaube, die Frau ist nie so schnell die Treppe herunter gekommen wie in dieser Nacht. Wir standen im Hauseingang und es knallte um uns herum. Die Haustür flog vom Luftdruck immer wieder auf, und wir hörten die Bombeneinschläge, die ganz in unserer Nähe sein mussten.

Nach einiger Zeit, ich weiß nicht wie lange, wurde es etwas ruhiger und wir hörten, dass die Flak in die andere Richtung schoss, so dass wir uns auf die Straße trauen konnten. Vater und ich liefen zur Schule und trafen da die anderen Helfer, die zum Einsatztrupp gehörten. Wir hatten gesehen, dass an mehreren Stellen Feuer war, darum versuchten wir telefonisch, Hilfe zu holen, aber das Telefonnetz war ausgefallen. Mein Vater schickte mich zur Ortsgruppenleitung, wo die Befehlsstelle war, um die Löschgruppe zu holen. Auf dem Weg dahin traf ich die Gruppe, die ich holen sollte. Sie war bereits im Einsatz, aber konnte nichts ausrichten, weil auch die Wasserversorgung zusammen gebrochen war. Ich musste unverrichteter Dinge zurückkehren und die Einsatzgruppe versuchte, so viel wie möglich aus den brennenden Häusern zu retten.

Als ich wieder eine Lagemeldung zur Ortsgruppe brachte, traf ich auf dem Rückweg wieder die Löschgruppe. Sie hatten Schwierigkeiten, weil Jungen Phosphorverbrennungen hatten und ins Krankenhaus mussten. Einer von den beiden war der Maschinist, der die Tragkraftspritze bediente. Der Leiter der Gruppe erklärte mir kurz, worauf es ankam, und ich übernahm den Maschinistenposten. Es gab noch eine Möglichkeit, Wasser zum Löschen zu bekommen. Die Eisfabrik von Linde hatte einen eigenen Brunnen mit einem Vorratsbehälter für ihr Wasser. Wir zogen dorthin, denn auch in der Nähe der Fabrik brannte ein Haus. Nach langen Versuchen, die Motorspritze wieder in Gang zu bekommen, klappte es endlich, und wir konnten das Feuer löschen. Das nächste Feuer war ein Dachstuhl ein paar Häuser weiter. Aber da konnten wir die Motorspritze nicht einsetzen, weil es zu weit entfernt war. Das Wasser musste Eimerweise dahin gebracht werden. Viele Leute beteiligten sich daran. Mit Hilfe dieser Eimerkette und den Eimerspritzen konnte auch das Feuer gelöscht

werden.

Das Wasser suchen ging weiter, und wir fanden in der Nähe vom Lessingtunnel einen Hydranten, der keinen Druck hatte, aber für unsere Spritze genügend Wasser lieferte. Immer wieder mussten wir unsere Löscharbeiten unterbrechen, aber um das Feuer auszumachen, reichte es. Wir hofften, dass es bald wieder Tag wurde, aber es war lange dunkel durch die vielen dicken schwarzen Wolken, die über Hamburg waren.

Immer mehr hörten wir über das Ausmaß der Katastrophe. Leute, die vorbei kamen, erzählten immer wieder, was alles zerstört worden war. Wo ich mit meinen Eltern wohnte, hatten wir noch mal Glück gehabt, denn wir wohnten am Rand des Bombenteppichs, und es hatte nur einige Häuser erwischt. Je weiter man in Richtung St. Pauli kam, war die Zerstörung schlimmer. Das alte Altona und das Gebiet um die große Bergstraße herum war fast völlig zerstört. Überall geisterten Leute herum, die alles verloren hatten. Auf den zerstörten Straßen standen Möbel und anderer Hausrat herum, den man gerettet hatte. Einige Leute fragten nach Straßen, die man nicht mehr erkennen konnte, oder sie brannten und man konnte nicht durchgehen.

Wir waren Tag und Nacht im Einsatz. Schon nach kurzer Zeit wurden wir gut versorgt. Man hatte Gemeinschaftsküchen aufgebaut, wo die Ausgebombten gepflegt wurden. Auch die vielen Hilfskräfte, die im Einsatz waren, wurden versorgt. Wenn wir einen Hydranten fanden, aus dem wir mit unserer Motorspritze Wasser saugen konnten, kamen gleich Leute aus den Häusern und holten sich bei uns ihr Trinkwasser. Natürlich musste das Wasser auch erst mal abgekocht werden, denn man wusste nicht, wo das Wasser herkam. Die Bomben hatten viele Wasserrohre getroffen und die Bombenrichter waren voll Wasser gelaufen. Wenn wir nun aus den beschädigten Rohren das Wasser saugten, mussten wir damit rechnen, dass auch viel Schmutzwasser in die Rohrleitungen gekommen war. Gott sei Dank wurde schon nach wenigen Tagen die wichtigste Wasserversorgung in unserer Gegend wieder normalisiert, und man brauchte das Wasser nicht mehr von so weit her holen. So konnte auch unsere Motorspritze an mehreren Stellen wieder eingesetzt werden. Es ging jetzt darum, Schwelbrände abzulöschen um zu verhindern, dass das Feuer wieder neu entfachte. Wir löschten auch immer wieder die brennenden Trümmer ab, damit sie nachts nicht leuchteten.

In den 14 Tagen, wo ich bei der Löschgruppe im Einsatz war, gab es noch drei schwere Angriffe auf Hamburg. Dabei wurden andere Stadtteile ganz zerstört. Ein normales Schlafen gab es nicht mehr. Manchmal schlief ich auf einer alten Matratze neben der Spritze ein. Wenn wir Glück hatten, konnten wir mal in einem Luftschutzkeller schlafen.

Zerstörung Dresdens

Dieser Eintrag stammt von Dieter Haubold (1933) aus Hasloh bei Hamburg*

Im Februar des Jahres 1945 war ich 12-jähriger Schüler eines Internates in Klotzsche bei Dresden. Klotzsche liegt auf dem östlichen „Hochland“ von Dresden und grenzt an die Dresdner Heide.

Dann kam die Nacht des Schreckens für die Dresdner Zivilbevölkerung. Über den Sinn und den militärischen Nutzen dieses Bombardements auf Frauen und Kinder wurde schon viel geschrieben, es kann aber nicht genug sein. Wir Schüler wurden vor Mitternacht geweckt und da wir keine ausreichenden Kellerräume gegen Fliegerangriffe hatten, begaben wir uns in die im Wald angelegten Splitterschutzgräben. Wenn sich eine anglo-amerikanische Fliegerbombe verirrt hätte, wären wir verloren gewesen. Die Spitterschutzgräben waren große Gräben im Sandboden, zu ebener Erde mit Holzstämmen abgedeckt und darauf ein Sandhaufen geschüttet. So saßen wir müde und eng einander gepresst, und durch die Bombeneinschläge bzw. durch die Erschütterungen in der im Tal gelegenen Stadt, rieselte der Sand auf uns nieder.

Schulbeginn war morgens wie immer, doch nach dem Frühstück hieß es: Fertig machen zum Einsatz, wir müssen den Leuten aus der Stadt helfen. Konkret sah das so aus: Auf der Hauptstraße aus Richtung Dresden bewegte sich am Morgen ein nicht endenwollender Zug kläglicher Gestalten, die wenig Menschliches mehr zeigten. Diesen wie geistesgestörten Leuten sollten wir ihre Habseligkeiten tragen helfen und sie zu Notunterkünften geleiten. Viele hatten schwarze Brandwunden, alle waren total erschöpft. Ich weiß noch genau, dass ich den Wäschebeutel einer alten Frau trug, die immerzu etwas von ihrem Kanarienvogel murmelte und ihren Möbeln. Ansprechbar waren diese Leute nicht, daher fragten wir nicht lange und nahmen ihnen ihr Gepäck, soweit vorhanden, einfach aus den Händen.

Es ging schon auf Mittag zu, als einige Jagdbomber aus allen Rohren feuernd sich förmlich auf die Flüchtlinge stürzten. Ein Inferno brach aus. Etwa 2 bis 3 Meter vor mir sah ich einen Mann, der sich umdrehte und nach seinem Hintern sah. Doch der war weg, jedenfalls der größte Teil. Ich sah einen großen Knochen hervorstehen, doch es floss kein Blut. Dann brach er zusammen. Andere lagen schreiend am Boden, Frauen und Kinder, viele ohne Köpfe, Arme und Beine.

Sirenengeheul und Bombenangriffe auf Berlin-Tempelhof 1943

Dieser Eintrag stammt von Silvia Koerner (1938) aus Schweden, 11.01.2000*

Wenn die Sirenen auf den Dächern des St. Joseph Krankenhauses, der Boelcke-Schule und einigen anderen öffentlichen Gebäuden in der Nähe aufheulten, dann warnten sie uns vor dem Feind. Uns Kindern gegenüber sprachen die Erwachsenen immer nur vom Feind. Und diesen Feind stellte ich mir wie ein Ungeheuer vor, das im Flugzeug hinter dem Steuerknüppel saß und seinen Spaß daran hatte, Bomben über uns abzuwerfen. Das Sirenengeheul ging mir jedesmal durch Mark und Knochen. Es gab mir eine Gänsehaut, ließ kalte Schauer über meinen Rücken laufen und lähmte mich einige Sekunden lang. Doch ich hatte gelernt und wußte, dass ich derartige Erscheinungen schnellstens überwinden musste, um rasch in den Luftschutzraum im Keller des Hauses zu kommen. Dieser Raum war ein ganz gewöhnlicher Kellerraum hinter einer dicken Eisentür, auf der die Buchstaben LSR (Luftschutzraum) geschrieben standen. Ihre Bedeutung verstand ich allerdings nicht. Ich wußte nur, dass ich mich bei Fliegeralarm rasch durch diese Tür zu begeben hatte.

Im Luftschutzraum warteten wir, Erwachsene wie Kinder, eigentlich nur darauf, den Raum wieder verlassen zu dürfen. Die Zeit zwischen Warnung und Entwarnung war unterschiedlich lang; bestenfalls nur einige wenige Minuten, schlimmstenfalls mehrere Stunden. Ich empfand diese Aufenthalte im Luftschutzraum teils langweilig, teils beängstigend. Die Erwachsenen sahen verbissen aus, saßen mit steifen und angespannten Körpern auf ihren Plätzen und konzentrierten sich nur auf das Propellergeräusch der Flugzeuge. Je nach dem, was sie hörten, wussten sie, ob die Flugzeuge weiterfliegen oder ihre tödliche Last über unseren Köpfen abwerfen würden. Angst bekam ich immer dann, wenn eine Bombe irgendwo in der Nähe einschlug und explodierte. Dann erschütterte das ganze Haus, die Deckenlampe fing an zu blinken oder erlosch völlig. Meine Zwillingsschwestern Edith und Jutta (4) begannen dann meistens zu weinen und Erika und Karin, die Mädchen unserer Nachbarin, schlossen sich in der Regel dem Weinen meiner Schwestern an. Das hatte zur Folge, dass die Erwachsenen die Flugzeuge nicht hören konnten, lauthals schimpften und das Quartett noch lauter weinte.

Manchmal konnte es auch vorkommen, dass meine Geschwister und ich eine ganze Nacht im Bunker Flughafen Tempelhof verbrachten. Mutti brachte uns am Abend des einen Tages dorthin und holte uns am Morgen des anderen wieder ab. Dort, tief unter der Erde, gab es viele ausgedehnte Korridore und eine Vielzahl Räume, die unter anderem mit Etagenbetten ausgestattet waren. Ich war immer dann mit mir und meiner Umwelt im Einklang, wenn ich das Glück hatte, eines der oberen Betten zugeteilt zu bekommen. Dort oben befand sich nämlich in der Wand ein Luftschacht, der zu einem angrenzenden Raum führte. In diesem Raum lag ein anderes Kind in seinem Bett und wartete ebenso ungeduldig wie ich, um im Dunkel der Nacht seinem neugewonnenen unsichtbaren Freund verschiedenes zuzuflüstern oder, falls man gerade dazu Lust verspürte, laut ins Ohr zu brüllen.

Am nächsten Morgen, gleich nach dem Frühstück und bevor wir wieder abgeholt wurden, mussten wir uns alle in langen Reihen aufstellen, die Hände verschränkt auf dem Rücken halten und der Reihe nach den Mund aufsperrn, um einen Esslöffel Lebertran eingeflößt zu bekommen. Diese widerwärtig schmeckende Flüssigkeit stellte sozusagen den Abschluss des jeweiligen Bunkerbesuches dar. Bevor wir aber endgültig den Bunker verlassen durften, wurden wir nach unseren Geburtstagen befragt. Hatte man gerade an diesem Tag Geburtstag und teilte dies auch voller Freude mit, bekam man als "Geburtstagsgeschenk" eine große Flasche Lebertran, die man mit nach Hause nehmen durfte. Bei solchen Gelegenheiten wurde mir frühzeitig klar, dass es nicht immer unbedingt ein Vorteil sein musste, stets die Wahrheit zu sagen.